

Legio patria nostra

Die Legion ist unsere Heimat

Fabian Brändle

Die Kolonialmacht Frankreich hatte nach dem Zweiten Weltkrieg grossen Bedarf an Fremdenlegionären, denn im Indochina- sowie im Algerienkrieg wehrten sich nationale, linksorientierte Freiheitsbewegungen gegen die ausländische *Fremdherrschaft*. Die Fremdenlegionäre verübten nicht selten auf Geheiss ihrer Offiziere hin Kriegsverbrechen. Folter von Gefangenen, Verstümmelungen oder sogar Massaker an Zivilpersonen gehörten auf beiden Seiten der Front zum Repertoire an schon damals international geächteten Gewaltmitteln.

Schweizer in Dekolonisierungskriegen

Die Schweizer Militärjustiz hatte über die Fremdenlegionäre systematisch Akten anlegen lassen. Wenn die Militärjustiz der zurückgekehrten Legionäre habhaft wurde, wurden diese zu mehr-

monatigen Gefängnisstrafen verurteilt. Diese für den heutigen Historiker wertvollen Akten enthalten auch selbst geschriebene Lebensläufe, die Auskunft geben über Herkunft, soziale Umstände und Motive in die Fremdenlegion einzutreten. Der Historiker **Peter Huber** hat diese Akten sorgfältig studiert und ausgewertet. Sein Zürcher Kollege **Christian Koller** hat zudem eine ganze Menge Selbstzeugnisse (ehemaliger) Legionäre untersucht. Darin kommen persönliche Motive und persönliches Erleben der Situation vor. Wie Koller schreibt, waren aber manche dieser manchmal tendenziösen Legionärstexte auch Propagandamittel gegen den Eintritt in die Legion. So ist nicht jede beschriebene Schikane der Offiziere für bare Münze zu nehmen. Die allermeisten frisch für fünf Jahre angeworbenen Schweizer Fremdenlegionäre waren blutjung, keine zwanzig Jah-

re alt, manche sogar noch minderjährig. Die Minderjährigen gaben dann im Rekrutierungsbüro am Hafen Marseilles neben falschen Namen auch falsche Geburtsjahre an. Die Musterungsoffiziere achteten eher auf körperliche Fitness als auf das Geburtsjahr. Es war auch möglich, anonym zu bleiben, was viele junge Männer mit schwierigen, zweifelhaften Lebensläufen anlockte. Dann verliefen Interventionen des Schweizer Konsuls im Sande, denn wenn er keinen korrekten, konkreten Namen wusste, konnte ihm auch bei der Legion niemand weiterhelfen. Oft hatten Familienangehörige den Konsul in Marseille alarmiert. Dass die Legion Schwerverbrecher anzog, stimmt so nicht und ist wohl eine Propagandalüge ihrer Gegner, ein eigentlicher Mythos. Zwar hatten die meisten Schweizer Fremdenlegionäre schon einmal unliebsamen Kontakt mit



Polizei und Justiz gehabt. Doch meistens waren kleine Delikte wie ein Diebstahl, ein Betrug, eine kleine Schlägerei oder eine Unterschlagung dafür verantwortlich. Gewisse Legionäre hatten sich mit dem Vater, der Mutter oder mit der Freundin verkracht, andere hatten Schulden angehäuft. Viele junge Männer wollten auch an den neuen Konsumverheissungen nach dem Zweiten Weltkrieg partizipieren, sich ein *Töffli* kaufen oder eben stehlen. Dann trat die Justiz auf den Plan - vorbestraft, so das Verdikt.

Die meisten Legionäre waren indessen Ledige, die eine Lehre abgebrochen hatten, nun arbeitslos waren oder als Gelegenheitsarbeiter oder als Tagelöhner niedrige Arbeiten zu verrichten hatten und dafür entsprechend tiefe Löhne bezogen. Manche von ihnen waren sogar obdachlos. Die meisten *Freiwilligen* stammten aus der Unterschicht, viele aus zerrütteten Verhältnissen. Manche von ihnen hatten eine Vergangenheit als Verdingbuben oder als Heimkinder zu beklagen. Projekte, nach Kanada oder nach Australien auszuwandern, waren oft an mangelnden finanziellen Möglichkeiten gescheitert.

Die Legion versprach denn auch einen Neuanfang für ein bisher als verpfuscht empfundenes Leben. Sie versprach eine neue Heimat: **Legio patria nostra**. Der französische Nationalismus wurde dabei nicht übermässig gepflegt, die Rekruten sollten sich ganz und gar als Legionäre fühlen. Die Karten würden neu gemischt, hiess es zuerst, das Vorleben spiele in der *neuen Heimat* Legion keine Rolle mehr. Der Sold war zwar tief, reichte aber für reichlich Alkohol sowie für den Besuch von Bordellen oder für eine einheimische Geliebte auf Zeit, die für den Mann kochte, die Wäsche besorgte und auch sexuelle Dienste anbot. Manchmal entsprangen aus diesen *wilden* Beziehungen Kinder. Alkoholexzesse waren weit verbreitet und wurden von den Kommandanten an gewissen Feiertagen sogar gefördert. Dann flossen Wein und Schnaps in Strömen. Oft resultierten üble Schlägereien zwischen den Legionären daraus. In diesem *Männerbund* galt rohe Muskelkraft viel. Und der Stärkste konnte den Unterlegenen Befehle ausgeben. Der gefürchtete Drill war namentlich in der Ausbildungszeit in Algerien (Sidi bel Abbes) hart und von Schikanen begleitet. Manche Offiziere und Korporale waren veritable Sadisten.

Wer sich als widerspenstig erwies oder sogar Befehle verweigerte, dem drohten empfindliche, ja brutale Strafen, die an Folter grenzten. Hitze, Kälte und natürlich die unmittelbaren Kampfhandlungen drückten zusätzlich auf die Moral. Manchmal gab es auch Langeweile, dann drückte der *caffard* aufs Gemüt. Ein Aufstieg in die Offizierkaste war nicht möglich, denn die Offiziere waren ausschliesslich Franzosen. Kein Wunder also, das mancher Legionär seinen Entschluss bereute und desertierte. Manche sprangen im Suezkanal vom Truppentransporter, andere wählten den Landweg über Marokko, wo ihnen dann der Schweizer Konsul oder auch Einheimische weiterhalfen. Die algerischen Freiheitskämpfer hatten eigene Fluchthelfer, die beim Weg durch die Wüste behilflich waren. Wer aber erwischt wurde, hatte mit jahrelangem scharfem Arrest in der Wüste zu rechnen.

Ein Fallbeispiel aus dem Toggenburg

Ab 1945, dem Ende des Zweiten Weltkriegs, liessen sich rund 2200 Schweizer als Fremdenlegionäre anwerben. Sie hatten in Indochina scharf zu schießen. Schweizer stellten neben Deutschen traditionellerweise das Hauptkontingent an Legionären.

Durchaus typisch ist also die Biografie eines Toggenburger Fremdenlegionärs, den der Basler Historiker Peter Huber **Ewald Beerli** nennt. Beerli war der Sohn des Besitzers eines Coiffeursalons, erlebte aber in Kindheit und Jugend wenig Geborgenheit, vor allem Zwietracht und Instabilität. Er stammte aus erster Ehe und hatte mit zwei Stiefmüttern zurechtzukommen, die ihn nicht akzeptierten und den Vater gegen ihn aufhetzten. Schläge der Eltern gehörten zum Alltag. Nach acht Jahren Primarschule floh Beerli auf einen Bauernhof. Er arbeitete anschliessend als Casserolier in Zürich und Lausanne, sowie als Gussputzer bei Escher-Wyss, wo er wegen des Staubes gesundheitliche Probleme bekam. Als Arbeitsloser wurde er auch zum Obdachlosen, teilte also das harte Los des Zürcher Subproletariats. Eine Liebschaft mit einer jungen Frau verlief enttäuschend.

Nach fünf Jahren Dienst kehrte Beerli aus Indochina zurück und versuchte vergeblich, im väterlichen Geschäft unterzukommen. Eine gescheiterte Wiederintegration in die Schweizer Frie-

den-gesellschaft traf nicht für alle Fremdenlegionäre zu: Manche erhielten eine Rente vom Staat Frankreich und hatten gespart. Sie machten sich manchmal selbstständig. Andere heirateten und fassten im Berufsleben Fuss.

Dies zeigt bei aller Gleichförmigkeit der Lebensläufe auch individuelle Unterschiede und Handlungsoptionen auf.

Huber, Peter. Fluchtpunkt Fremdenlegion. Schweizer im Indochina- und im Algerienkrieg, 1945 bis 1962.

Koller, Christian. Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnertum, Gewalt 1831-1962.

